

Franz Joseph
Schierse

Kennzeichen gesunder und kranker Lehre

Zur Ketzerpolemik
der Pastoralbriefe

Was hat die Ketzerpolemik der Pastoralbriefe mit unseren heutigen Problemen und was hat deshalb ein solcher Beitrag in einer Pastoralzeitschrift zu tun? Man braucht nur die Randüberschriften zu überfliegen, um zu sehen, was gerade auch solche Teile des Neuen Testaments, die sich an Gemeinden der zweiten und dritten christlichen Generation gerichtet haben, für unsere heutigen Aufgaben und Probleme hergeben: Von der Einheit der Gemeinde angefangen bis hin zur Gewissenserforschung, ob nicht manches in der heutigen Verkündigung, in kirchlichen Verlautbarungen und in religiöser, theologischer, liturgischer Literatur „leeres Geschwätz“ ist. Zugleich zeigt Schierse aber auch, daß und warum man die Polemiken der Pastoralbriefe nicht mitzuvollziehen braucht und darf – auch das ist eine aktuelle Aufgabe in einer Zeit großer, vielfach auf Mißverständnissen und Engstirnigkeit beruhender Polarisierungen. red

Woran läßt sich das
wahre Evangelium
erkennen?

Die urchristlichen Gemeinden mußten sich schon sehr bald mit dem Problem auseinandersetzen, woran das echte, wahre Evangelium zu erkennen und von Verfälschungen zu unterscheiden sei. Zu einer Zeit, da es ein kirchliches Lehramt, einen Kanon des Neuen Testaments und allgemein anerkannte Glaubensformeln erst in den Anfängen gab, war es bedeutend schwieriger, Abweichungen von der Norm zu diagnostizieren als später, da man dies oft mit einfachen philologischen oder juristischen Mitteln tun zu können glaubte. Heutzutage hat sich die Situation nun wieder verändert oder, genauer gesagt, zurückentwickelt. Die Vorstellung, daß „wahr“ und „falsch“, „gesund“ und „krank“ immer an völlig eindeutigen Befunden abzulesen sei, ist auf allen Lebensgebieten im Schwinden begriffen. Auch in der Kirche haben wir erkannt, daß unsere bisherigen Maßstäbe meist zu grob und einseitig waren, daß sie sich weniger an der Wirklichkeit ausrichteten, sondern die Wirklichkeit in ihre vorgefaßten Schemata zu bringen versuchten. Es geht uns also keineswegs um die Aufweichung fester Grundsätze oder die Verwischung von klaren Fronten. Vielmehr wollen wir gerade Kriterien wiedergewinnen, die sich auch auf fließende Übergänge, sachlich bedingte Unschärfen und noch nicht abgeschlossene Entwicklungsprozesse anwenden lassen.

Vorgefaßte Schemata?

Ähnliche Anliegen:
Einheit der Gemeinden;
Fragen des „christlichen“
Lebens; kirchliche
Amtsträger

Unsere Überlegungen knüpfen an einige Aussagen der Pastoralbriefe an. Diese angeblichen Hirtenbriefe des Apostels Paulus an seine engsten Mitarbeiter Timotheus und Titus stammen in Wirklichkeit aus der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts¹. In den Briefen haben drei große Anliegen der nachapostolischen Kirche ihren Niederschlag gefunden: 1. die Abwehr der judaistisch-agnostischen Irrlehren, die besonders in Kleinasien den Glauben und die Einheit der Gemeinden gefährdeten; 2. die rechte Ordnung des christlichen Lebens bei gottesdienstlichen Zusammenkünften und im Alltag; und 3. die Ausbildung und charakterliche Festigung kirchlicher Amtsträger, die das überlieferte Glaubensgut bewahren und an erprobte Nachfolger weitergeben sollten. Diese drei Anliegen hingen aufs engste zusammen: denn die Irrlehrer zerstörten die Grundlagen christlichen Gemeinde- und Familienlebens (Konventikelwesen, Eheverbot, Ritualismus, Unbotmäßigkeit), und nur die starke Autorität des Gemeindeleiters schien damals der „wie ein Krebsgeschwür um sich greifenden“ Ketzerei (2 Tim 2,17) Einhalt gebieten zu können. Wie wir auch aus anderen zeitgenössischen Dokumenten, den Sendschreiben des Martyrerbischofs Ignatius von Antiochien, wissen, war die Entstehung des monarchischen Episkopats nicht das Ergebnis theologischer Grundsatzertwägungen, als müßten die Apostel kraft göttlichen Rechts an jedem Ort nur einen einzigen, mit ihren Vollmachten ausgestatteten Nachfolger haben. Solche Begründungen sind erst nachträglich gefunden worden, nachdem sich die Konzentration der verschiedenen Dienste und Aufgaben auf ein höchstes Gemeindeamt vielerorts als die zweckmäßigste Lösung erwiesen hatte, um die von innen und außen bedrohten Gemeinden zusammenzuhalten. Damit wurde aber zugleich eines der wichtigsten und problematischsten Kriterien wahrer und falscher Lehre geschaffen: Richtig ist das, was die rechtmäßigen Amtsträger, der Bischof und die ihm unterstehenden Presbyter, verkündigen. Die Pastoralbriefe teilten jedoch nicht die abergläubische Meinung, daß dem Gemeindeleiter die Fähigkeit, „aufgrund der gesunden Lehre zu predigen und die Widersprechenden zurechtzuweisen“ (Tit 1,9), gleichsam automatisch durch die Handauflegung verliehen werde. Sonst hätte sich ihr Verfasser die Mühe sparen können, den in Timotheus und Titus angesprochenen Episkopen und Presbytern die Treue zur überlieferten Lehre so nachdrücklich ans Herz zu legen (1 Tim 6,20; 2 Tim 1,13–14; Tit 2,1 u. ö.).

Rechtmäßigkeit
der Amtsträger
als Kriterium —
in Treue zur über-
lieferten Lehre

Für die heutige Diskussion um das kirchliche Amt und seine
¹ Nähere Begründung in den Kommentaren zu den Pastoralbriefen von F. J. Schierse (Die Welt der Bibel, Düsseldorf 1968) und N. Brox (Regensburger NT 7, 2, Regensburg 1969).

Paulus als Garant gesunder Lehre

notwendige Apostolizität ist es übrigens von größter Bedeutung, daß die Pastoralbriefe nur den Apostel Paulus als Garanten gesunder Lehre und rechtmäßiger „göttlicher Autorität“ (vgl. 1 Tim 1,1) nennen. Dies überrascht umso mehr, als die Briefe in einer Zeit geschrieben wurden, da die kirchenbegründende Stellung des Petrus und der Zwölf schon allgemein anerkannt war. Was nun auch immer den Verfasser veranlaßt haben mag, eine so exklusiv paulinische Ekklesiologie zu bieten – der historisierende Rahmen allein oder auch die Notwendigkeit, Paulus der Ketzerei zu entreißen und für die rechtgläubigen Gemeinden zu reklamieren? –, wir haben jetzt innerhalb des neutestamentlichen Kanons neben der petrinischen eine theologisch ebensogut fundierte paulinische Sukzessions- bzw. Traditionstheorie. Es würde deshalb dem Geist und Buchstaben des Neuen Testaments widersprechen, wenn man die Apostolizität und Rechtmäßigkeit eines kirchlichen Amtsträgers allein nach seinem juristischen Verhältnis zur petrinischen Linie beurteilen würde. Wie der historische Paulus seine Sendung unmittelbar von Jesus Christus und Gott herleitete (Gal 1,1), so kann es auch in der späteren Kirche Menschen geben, die ihre Berufung einem charismatischen Auftrag verdanken oder die sich in ihrer Tätigkeit als „Evangelisten“ (2 Tim 4,5) einfach auf die „heiligen Schriften“ stützen (2 Tim 3,15 bis 17). Dies scheinen Selbstverständlichkeiten zu sein, doch haben wir wohl immer noch nicht das Vorurteil überwunden, daß eine Lehre nur dann Vertrauen verdiene, wenn sie von einer Amtsperson der eigenen Konfession vorgebracht werde. Daß alle Äußerungen und Entscheidungen im christlichen Raum, mögen sie von der römischen Kurie, dem Weltkirchenrat, einer Synode oder wem sonst immer ausgehen, an *Sachkriterien* gemessen werden müssen, klingt für viele Gläubige noch ungewohnt und autoritätsfeindlich. In Wirklichkeit haben jedoch die bekannten autoritären Maximen: „Was Papst und Bischöfe sagen, ist in jedem Fall wahr“ oder „Die kirchliche Obrigkeit hat immer recht“ am meisten zu dem beklagenswerten Autoritätsverlust beigetragen.

Sachkriterien sind auch für Amtspersonen gültig

Erstes Sachkriterium: „fremde“, „andere“ Lehre

Das erste Sachkriterium, das die Pastoralbriefe nennen, ist leider wieder nur formaler Natur. Ketzerei treiben heißt eine „andere“, „fremde“ Lehre verbreiten (1 Tim 1,3; 6,3). Auch Paulus sprach im Galaterbrief von einem „anderen“ Evangelium, das seine judaistischen Gegner verkündigten (Gal 1,6), aber damals waren die Fronten von der Sache her klar. Jetzt erscheint eine Lehre bereits als verdächtig, weil sie „anders“, das heißt, ungewohnt und neu klingt. Das Übliche, das, was man in der Kirche immer schon gehört

Notwendige Andersartigkeit zeitgemäßer Verkündigung

Kontroversen über Ausmaß der Veränderungen

Zweites Kriterium: „gesunde“ Lehre

und gesagt hat, wird zum Maßstab der Orthodoxie. Noch gefährlicher könnte es werden, wenn ein Amtsträger seine persönlichen Ansichten für verbindlich erklärt und Christen, die andere und richtigere Meinungen vertreten, der Ketzerei verdächtig. Offenbar muß das Kriterium der Andersartigkeit mit großer Vorsicht gehandhabt werden. Die Kirche sieht sich doch zu jeder Zeit genötigt, ihre Botschaft mit „anderen“ Worten, neuen Begriffen und zunächst fremdartig scheinenden Vorstellungen auszurichten, und die Pastoralbriefe sind für diese Anders- und Neuartigkeit der christlichen Verkündigung sogar ein hervorragendes Beispiel: Sie wollen von Paulus geschrieben sein, lassen aber den Apostel in entscheidenden theologischen Aussagen eine ganz andere Sprache sprechen, als wir sie von seinen Hauptbriefen her kennen. Ein weiterer Grund, warum Andersartigkeit der Lehre nicht von vornherein ein Indiz für Ketzerei zu sein braucht, liegt in der Lebendigkeit des Evangeliums, das keine starren, unabänderlichen Formeln verträgt². Will die Kirche dem Evangelium treubleiben, muß sie ihre Lehre immer wieder anders interpretieren und neu artikulieren. Dabei wird es stets Meinungsverschiedenheiten geben, bis zu welcher Grenze die notwendigen Veränderungen und Anpassungen durchzuführen sind und wo der unveräußerliche Kern der Botschaft in Frage steht. Die heutigen innerkirchlichen Kontroversen könnten, wenn sie mit mehr Sachlichkeit und gegenseitigem Respekt – auf allen Seiten! – ausgetragen würden, ein erfreuliches Zeichen sein, daß der christliche Glaube sich nicht mehr mit äußerlichen und zeitgebundenen Unterscheidungsmerkmalen begnügen, sondern seine wahre Identität und Selbigekeit wiedergewinnen will. Erst dann wird sich auch seine grundsätzliche Andersartigkeit gegenüber dem Unglauben klar herausstellen.

Das zweite Kriterium, das wir den Pastoralbriefen entnehmen, zielt schon weit näher ins Zentrum der christlichen Botschaft. Es heißt von den Irrlehrern, daß sie sich an „Mythen und endlose Genealogien“ halten, die nur „Streitfragen“ oder (nach anderer Übersetzung) „Grübeleien“ hervorrufen. Dagegen solle die gesunde Lehre der „Hausordnung Gottes im Glauben“ dienen und nichts anderes bewirken als „Liebe aus reinem Herzen und gutem Gewissen und ungeheucheltem Glauben“ (1 Tim 1,4–5). Nach Auskunft der Exegese sind mit den „Mythen und Geschlechtsregistern“

² Die Dogmengeschichte kennt Beispiele, daß Definitionen, die einstmals ihren guten Sinn hatten, später mißverstanden wurden. So vertreten heute viele Theologen in der Trinitätslehre einen häretischen Tritheismus, nachdem sich der neuzeitliche Personbegriff stark gewandelt hat (vgl. K. Rahner, Der dreifaltige Gott als transzendenter Urgrund der Heilsgeschichte, in: *Mysterium Salutis* II 317–397, bes. 385–389). Ähnliches gilt vom Begriff der „Transsubstantiation“, der beim heutigen Menschen zwangsläufig die falsche Vorstellung einer chemisch-physikalischen Wandlung des Brotes hervorruft.

Wo liegt der Unterschied?

„Gnostische“ Interpretation Jesu neben anderen christologischen Modellen

Grübeleien – oder „Gottesherrschaft“ im christlichen Leben?

wahrscheinlich gnostische Spekulationen gemeint, die vorzugsweise auf einer theosophisch-allegorischen Ausdeutung der biblischen Schöpfungs- und Paradiesesgeschichten basieren. Den Gnostikern ging es hauptsächlich um die heilbringende Erkenntnis dessen, was „die Welt im Innersten zusammenhält“, um das Woher und Wohin des Menschen, wie die Welt entstanden sei, woher das Böse komme und wie der gefallene Mensch den Weg in die jenseitige Vollendung, seine ursprüngliche Heimat, wiederfinden könne. Sind dies nicht aber auch Themen christlicher Verkündigung? Gibt es nicht auch in der als rechtgläubig geltenden Theologie Spekulationen über die Mysterien des innertrinitarischen Lebens, über die Schöpfung, den paradiesischen Urstand, den Sündenfall samt seinen verheerenden Folgen für die gesamte Menschheit? Vor allem aber: Lehrt nicht auch das „wahre Christentum“ die Inkarnation des göttlichen Logos, den Abstieg und Wiederaufstieg eines himmlischen Erlösers? Wo liegt hier der Unterschied? Zunächst könnte man sagen, in Jesus Christus habe sich eben erfüllt und verwirklicht, wovon die gnostischen Mythen nur geträumt hätten, daß nämlich einmal ein Gottwesen Menschengestalt annehmen und den in Todesnot geratenen Menschen das Heil bringen werde. Ganz so einfach ist das Problem aber wohl nicht zu lösen. Das Neue Testament zeigt durch seine *verschiedenartigen* christologischen und soteriologischen Modelle, daß die „gnostische“ Interpretation der Gestalt und des Wirkens Jesu keinen Anspruch auf Alleingültigkeit erheben kann. Als Interpretation neben anderen wollte sie die Heilsbedeutung Jesu jenen Menschen nahebringen, die im Rahmen eines gnostisch-dualistischen Weltbildes zu denken gewohnt waren. Dieses Weltbild selbst, mit seinen Unterscheidungen von Oben und Unten, Himmlisch und Irdisch, Licht und Finsternis, Geist und Fleisch, sollte aber keineswegs sanktioniert werden. Außerdem fehlen in den gnostisch anmutenden Texten des Neuen Testaments noch viele Motive, die für den ausgebildeten christlichen Gnostizismus des 2. Jahrhunderts wesentlich waren: die Lehre von der Präexistenz der Menschenseelen, ihre naturhafte Verwandtschaft mit dem himmlischen Erlöser, die doketische Deutung der Menschheit Jesu als bloß äußerliche Verkleidung der Gottheit, die phantastischen Kosmogonien und „endlosen“ Äonenreihen (= „Genealogien“). Man könnte also auch eine ganze Reihe von inhaltlichen Unterscheidungsmerkmalen aufzählen.

Die Pastoralbriefe beurteilen aber das Phänomen der „fälschlich sogenannten Gnosis“ (1 Tim 6,20) von ihrem mehr pragmatischen Standpunkt her. Sie lassen sich auf keine

„Gebotene“ Liebe?
Überzeugende
Vertretung der
Hausordnung Gottes

Lauterkeit des Herzens
– ohne sexuelle und
rituelle Tabus

spekulativen Auseinandersetzungen ein, sondern fragen ganz schlicht, was bei der kirchlichen Verkündigung „herauskommen“ soll: frommes Geschwätz, große gedankliche Konstruktionen, tiefsinnige Grübeleien, ständiger Streit um Worte – oder ein geordnetes Hauswesen Gottes, und das heißt nach Meinung der Briefe nicht nur Kirchenordnung im engeren Sinne, sondern zugleich Ordnung des gesamten christlichen Lebens in der Gemeinde, in den Familien, in den Beziehungen zu anderen Menschen und zur Welt. So verstanden, umfaßt die „Ökonomie Gottes im Glauben“ – wie der eng verwandte Begriff der jesuanischen „Gottes-herrschaft“ – alle Lebensbereiche und nicht bloß die religiöse Hinterwelt der Gnostiker.

Das „Ziel“ aller christlichen Unterweisung soll „Liebe aus reinem Herzen und gutem Gewissen und ungeheucheltem Glauben“ sein (1 Tim 1,5). Es entspricht der in Regeln und Vorschriften beheimateten Mentalität der Pastoralbriefe, daß die rechte, gesunde Lehre hier als „Parangelie“, das heißt als Gebot und verbindliche Anordnung, bezeichnet wird. Die naheliegende Gefahr der Gesetzlichkeit scheint durch die Zielangabe gebannt. Wie aber läßt sich Liebe gebieten? Wie kann man eine verpflichtende Ordnung in Kirche und Welt aufrichten, ohne zu irgendwelchen Zwangsmitteln zu greifen? Vor dieses Problem, das einer Quadratur des Kreises gleicht, sahen sich schon die Pastoralbriefe gestellt, wenn es auch noch nicht die Ausmaße einer heutigen „politischen Theologie“ angenommen hat. Immerhin lohnt es sich, das im kleinen Rahmen einer Gemeindeordnung konzipierte Modell näher zu betrachten, weil es dem Mißverständnis wehrt, als sei „Liebe“ gleichbedeutend mit schwächlichem Nachgeben, freundlichem Gewährenlassen und grenzenloser Vertrauensseligkeit. Die Briefe wissen sehr wohl, welche verändernde Macht dem Evangelium zukommt, und sie werden nicht müde, die Autorität dessen einzuschärfen, der Gottes Hausordnung kraftvoll und überzeugend zu vertreten hat – und wenn es sein muß, mit dem Einsatz des eigenen Lebens (2 Tim 1,7–8). In dieselbe Richtung weisen die drei Bestimmungen, die gleichsam den Quellort christlicher Agape anzeigen: Reinheit des Herzens, gutes Gewissen, ungeheuchelter Glaube.

Das „reine Herz“ erinnert an die Seligpreisung der Bergpredigt (Mt 5,8) und damit an eine verinnerlichte, ethisch orientierte Kultfrömmigkeit. Statt ritueller Vorbedingungen für Liturgie und sakrale Mahlgemeinschaft fordert der Gott der Propheten und des Evangeliums das „Herz“ des Menschen, ein ungeteiltes, lauterer Herz, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Treue. Als besonders störend für die Gebets-

gemeinschaft der Männer empfinden die Briefe „Zorn und Streitreden“ (1 Tim 2,8; vgl. Mt 5,23–24). Selbstverständlich gehören zur Reinheit des Herzens auch geschlechtliche Verhaltensweisen, wie sie Alter und Stand der Gläubigen entsprechen. Die zahlreichen Tugend- und Pflichtenkataloge versäumen nie, den Adressaten und durch ihn die Gemeindemitglieder zu Sittsamkeit, Zucht und ehelicher Treue zu mahnen³. Dagegen wenden sich die Briefe mit aller Entschiedenheit gegen den Versuch der Irrlehrer, die Reinheit des Herzens durch sexuelle Tabus und rituelle Speisevorschriften (1 Tim 4,3) wieder zu materialisieren. Es ist bedauerlich, daß maßgebliche Amtsträger der heutigen Kirche immer noch nicht erkannt haben, wie sehr ihre Positionen in der Zölibatsfrage und der Sexualmoral denen der gnostischen Lehren gleichen.

Selbstgerechtigkeit des
„guten Gewissens“
der ethischen Rigoristen

Noch problematischer ist die bekannte Wendung vom „guten Gewissen“, die an das „beste Ruhekitzen“, also eine spießhafte, selbstgerechte und enge Moral denken läßt. Offensichtlich meinen die Pastoralbriefe ein anderes Phänomen, zumal sie den Irrlehrern wiederholt den Verlust des guten Gewissens vorwerfen (1 Tim 1,19; 4,2; Tit 1,15). Dies überrascht eigentlich, weil die bekämpfte Irrlehre eher durch ethischen Rigorismus und asketisches Leistungsstreben (1 Tim 4,8) gekennzeichnet ist. Der Zusammenhang zwischen Häresie und unsittlichem Lebenswandel, den der Briefschreiber sicher auch insinuieren will – es wird davon noch zu sprechen sein –, gehört deshalb wohl mehr zum allgemeinen Schema solcher Polemik. Vielleicht können wir uns an Erfahrungen der jüngeren Vergangenheit am besten klarmachen, was unter einem „guten Gewissen“ im christlichen Sinn zu verstehen ist. Wer durfte in der Zeit des nationalsozialistischen Unrechts von sich behaupten, er habe ein „gutes Gewissen“? Jene, die sich geschickt herauszuhalten verstanden, die ihre Berufspflichten „gewissenhaft“ erfüllten, die sich persönlich nichts vorzuwerfen hatten, weil sie das Geschäft des Mordens und Schindens den Henkern überließen? Solche, die sich mit papierenen Protesten begnügten und möglichst wenig von dem wissen wollten, was wirklich geschah? Ein „gutes Gewissen“ konnten doch allein die Männer und Frauen haben, die unter Einsatz ihres Lebens zum Widerstand entschlossen waren – und wie unruhig, zerquält und gepeinigt war ihr Gewissen!

³ Vgl. 1 Tim 2, 9; 3, 2. 8. 11; 4, 12; 2 Tim 2, 22; Tit 1, 6. 8; 2, 2. 4. 7. 12; 3, 3. – Daß der Bischof „eines Weibes Mann“ sein solle (1 Tim 3, 2), bedeutet nicht das Verbot einer Wiederverheiratung nach dem Tod der ersten Gattin, sondern wendet sich gegen die im Judentum noch erlaubte Vielehe bzw. gegen die heidnische Unsitte der Konkubinenwirtschaft. Die neue römische Diakonatsordnung, die sogar den verheirateten Diakonen eine zweite Eheschließung verbietet, kann sich also nicht auf die Pastoralbriefe berufen.

Wenn die „Liebe“ tatsächlich das „Ziel“, die Herausforderung aller christlichen Verkündigung ist, dann kann es in unserer lieblosen, von Haß und Gleichgültigkeit erfüllten Welt überhaupt kein gutes Gewissen im Sinne des „Ich habe meine Pflicht und Schuldigkeit getan“ geben. Dann darf zumal der Christ nicht versuchen, sein Gewissen mit frommen Übungen und der Beobachtung selbsterdachter Vorschriften einzuschläfern. Ein wahrhaft gutes Gewissen wird sich immer unruhig und schuldbewußt fragen, ob es nicht allzuoft die Liebe verfehlt und seine Stunde versäumt hat.

Orthopraxie als Maßstab der Orthodoxie: „ungeheuchelter“ Glaube

Als dritte Wurzel der Liebe ist „ungeheuchelter Glaube“ genannt. Für die Pastoralbriefe hat der Glaubensbegriff nicht mehr die gleiche, unmittelbar heilschaffende Kraft wie für Paulus. Glaube ist weithin zum Synonym für „Christentum“ geworden, das heißt für eine Eigenschaft, die man entweder von christlichen Eltern geerbt (vgl. 2 Tim 1,5) oder vor längerer Zeit durch die Taufe erworben hat. So kann es in den Gemeinden neben dem geforderten „ungeheuchelten“ Glauben auch schon ein bloßes Namens-Christentum geben oder – wie im Falle der Ketzler – einen heuchlerischen, falschen Glauben, der den „äußeren Schein der Frömmigkeit“ an sich trägt, „ihre Kraft aber verleugnet“ (2 Tim 3,5). Es sind Leute, die „Gott zu kennen“ vorgeben, ihn „mit ihren Werken jedoch verleugnen“ (Tit 1,16). Der ungeheuchelte Glaube entspricht also am ehesten dem, was Paulus den „Glauben“ nennt, der „sich durch Liebe wirksam erweist“ (Gal 5,6). Wieder wird die Orthopraxie, das rechte Tun, zum Maßstab der Orthodoxie, während die Gnostiker umgekehrt das Heil von der gläubigen Annahme, vom Für-wahr-Halten ihrer theosophischen Geheimlehren abhängig machen.

Vorwurf unsittlichen Lebenswandels: Motiv primitiver Polemik

In diesem Zusammenhang sei noch einmal der schon erwähnte Vorwurf unsittlichen Lebenswandels bedacht. Es handelt sich um ein sehr gebräuchliches Motiv jeder, nicht nur der religiösen Polemik, und es entspringt primitiver Psychologie: Wer anders denkt, wer nicht meine Meinung vertritt, der muß ein schlechter Mensch sein. Wer nicht meiner Gruppe, meiner Partei, meiner Kirche angehört, kann kein gutes Gewissen haben. Vorhandene Vorurteile fühlen sich durch gelegentliche schlechte Erfahrungen und Einzelfälle sofort bestätigt. Man weiß dann mit unumstößlicher Sicherheit: „Kreter sind immer Lügner, üble Bestien, faule Bäume“ (Tit 1,12). Allmählich beginnt sich aber auch in der katholischen Kirche die Erkenntnis durchzusetzen, daß Andersgläubige oder gar Atheisten nicht unbedingt schlechte Menschen sein müssen und daß pauschale Verdächtigungen mit christlicher Liebe unvereinbar sind. Obwohl also Tole-

Richtiges *Handeln*
verbürgt die Wahrheit
des Glaubens

Berechtigte Kritik
am nichtigen
„Geschwätz“ —
Anlaß zur Selbstkritik
der Kirche

ranz, gegenseitige Achtung und menschliche Sympathie das Klima theologischer Auseinandersetzungen bestimmen sollten, darf der Zusammenhang zwischen rechter Lehre und sittlichem Handeln doch nicht ganz geleugnet werden. Nur müßte der Maßstab andersherum angelegt werden. Nicht die richtige Lehre verbürgt für sich allein schon das rechte Tun, sondern umgekehrt: Wer in der Regel richtig handelt (oder sich darum bemüht), bezeugt die Wahrheit seines Glaubens. Das bloße Pochen auf Rechtgläubigkeit nützt wenig, und wenn es mit unchristlichen Verhaltensweisen einhergeht, muß man fragen, ob nicht auch der Glaube irrig ist. Im Grunde möchten die Pastoralbriefe auf dieses Kriterium gesunder Lehre hinaus, das im Neuen Testament mehrmals klar genug angezeigt wird⁴. Dagegen scheinen die Irrlehrer der Meinung gewesen zu sein, daß der Mensch nur zum Heil gelangen könne, wenn er ihre spekulativen Erkenntnisse, die „Gnosis“ (1 Tim 6,20), annehme und sich an bestimmte, gesetzlich vorgeschriebene Übungen halte. Ob die spätere Kirche nicht dieses gnostische Modell weitgehend übernommen hat? Das Für-wahr-Halten übernatürlicher, uneinsichtiger Offenbarungsgeheimnisse und ein Leben in gesetzlich vorgeschriebenen Bahnen — macht dies nach traditionell-kirchlichem Verständnis nicht den guten Christen aus?

Vom Standpunkt des rechten Glaubens aus sind die Irrlehrer „Abweichler“, vom Wege Abgekommene und Verirrte. Geringschätzung mischt sich mit ein wenig Mitleid. Was hat die armen Irren dazu gebracht, sich von der Liebe, die das Ziel christlicher Botschaft ist, abzuwenden? Das „leere“, eitle, nichtige „Geschwätz“ übt eine stärkere Anziehungskraft aus als die „gesunden“, zum Handeln drängenden „Worte unseres Herrn Jesus Christus“ (1 Tim 1,6; 6,3). Nun gehört der Vorwurf, die Argumente der gegnerischen Seite seien nur leeres Gerede und Wortgezänk⁵ zum unveräußerlichen Repertoire fast jeder ideologischen und politischen Kontroverse. Man könnte deshalb über diese Polemik hinwegsehen und sich mit der bekannten Auskunft begnügen, daß die Pastoralbriefe im Unterschied zu Paulus ihre Gegner nicht theologisch zu widerlegen versuchen, sondern sie mit allgemeinen Diffamierungen abtun. Daran ist sicher viel Richtiges. Wer aber nur ein wenig die gnostischen Spekulationen und Systeme kennt, wird das abschätzige Urteil unserer Briefe für nicht so ungerechtfertigt halten. Es han-

⁴ Vgl. 1 Kor 13, 2; Gal 5, 6; Mt 7, 20–23; Jak 2, 14–26 (bes. V. 18); 1 Joh 2, 4–6; 4, 20.

⁵ Vgl. noch 1 Tim 4, 7; 6, 4. 20; 2 Tim 2, 23; 4, 4; Tit 1, 10; 3, 9. Ähnliche Vorwürfe Apg 20, 30; Kol 2, 4; 2 Petr 2, 3 und in der wahrscheinlich nachpaulinischen Stelle Röm 16, 18.

delt sich tatsächlich oft um „leeres Geschwätz“. Wenn wir auch heute zu größerer Toleranz gegenüber der persönlichen Überzeugung des Andersdenkenden neigen, bleibt uns doch die Sachkritik nicht erspart. Es wäre niemandem gedient, wollte man „nichtiges Gerede“, religiöse Phantastereien, fromme Floskeln und erbauliche Phrasen aus einer falsch verstandenen Nächstenliebe heraus zu tiefen theologischen Weisheiten hochloben. Vor allem aber sollten wir dieses Kriterium der Pastoralbriefe zunächst einmal auf unsere eigene christliche Verkündigung in Predigt, religiösem Schrifttum, spekulativer Theologie und lehramtlichen Verlautbarungen anwenden.

Vernunft und geistige
Gesundheit sind von
sich aus einleuchtend

Abschließend und zusammenfassend läßt sich wohl kein besseres Kennzeichen finden, um die wahre Lehre gegenüber der Häresie abzugrenzen, als das schon in der Überschrift gebrauchte Wort „gesund“. Dieses Wort, das in den Pastoralbriefen eine so große Rolle spielt⁶, begegnet im übrigen Neuen Testament sonst nur in den Heilungsgeschichten der Evangelien. Jesus kommt als „Arzt“ (Lk 5,31), um „den ganzen Menschen gesund zu machen“ (Joh 7,23; vgl. Mk 5,34; Lk 7,10; Mt 15,21). Der Sprachgebrauch unserer Briefe hat jedoch andere Wurzeln – wiewohl man die sachliche Übereinstimmung mit der Intention Jesu nicht übersehen sollte! Von „gesunden Lehren“, „gesunden Worten“ und Ansichten sprachen schon die griechischen Dichter und Philosophen, und sie verstanden das Bildwort genauso wie wir, die wir vom „gesunden Menschenverstand“ oder dem „gesunden Empfinden“ reden. Gesund ist, was der menschlichen Vernunft, den natürlichen Erfordernissen des Daseins entspricht.

Nun wissen wir leider nur zu gut, wie wenig mit einer bloß formalen Erklärung des Wortes gedient ist. „Gesunder Menschenverstand“ und „gesundes Volksempfinden“ lassen sich sehr leicht manipulieren, und wo ein ganzes Volk der Raselei verfällt, wird der Wahnsinn zur „richtigen“, zur „gesunden“ Methode. Auch Christentum und Kirche waren (und sind) nicht davor gefeit, unsinnige Vorstellungen und unmenschliche Praktiken als „gesund“ auszugeben. Trotzdem darf sich der Mensch vom Glauben (oder ist es eine Illusion?) nicht abbringen lassen, daß Vernunft und geistige Gesundheit durch sich selbst erkennbar und überzeugend sein müßten. Wer die Evangelien aufmerksam liest, wird

⁶ 1 Tim 1, 10; 6, 3; 2 Tim 1, 13; 4, 3; Tit 1, 9. 13; 2, 1. 2. 8. – Die Bezeichnung „krank“ wird ausdrücklich nur 1 Tim 6, 4 auf die Irrlehrer angewandt. Doch charakterisiert schon das Wort „gesund“ die gegenteilige Meinung als verrückt, albern, wahnwitzig und „dämonisch“ (1 Tim 4, 1). – Man vergleiche einmal die Epitheta, mit denen kirchliche Dokumente des vergangenen Jahrhunderts Ansichten schmückten, die heute Allgemeingut einer gesitteten Menschheit darstellen (Gewissens-, Religions-, Meinungsfreiheit u. v. a. m.).

Urvernünftigkeit der
„törichten“ Weisungen
Jesu

erstaunt sein, wie oft Jesus an die Einsicht, den gesunden Menschenverstand seiner Zuhörer appelliert. Sein Gott will keine Verstiegenheiten und Tüfteleien, keinen Kult, der dem Menschen schadet. Wie aber steht es mit den Forderungen Jesu, auf Wiedervergeltung zu verzichten, den Feind zu lieben, dem Schuldigen ohne Vorbehalt zu vergeben? Entsprechen solche Weisungen dem „gesunden“ Empfinden, der natürlichen, normalen Reaktion des auf sein Eigentum und Recht pochenden Menschen?

Wir leben in einer Zeit, in der viele gesellschaftliche Konventionen und Verhaltensregeln, die jahrhundertlang unangefochten als normal galten, in ihrer Urvernünftigkeit durchschaut werden. Denken wir nur an den zur Unmenschlichkeit verpflichtenden Ehrenkodex des Adels und des gehobenen Bürgertums oder an die allmählichen Wandlungen im Strafvollzug. Umgekehrt könnte es auch geschehen, daß man eines nicht zu fernen Tages sich von der Urvernünftigkeit jener Weisungen Jesu überzeugen läßt, die sogar in einer bestimmten theologischen Tradition als töricht und widersinnig bezeichnet wurden. Dies hieße gewiß nicht, die „gesunden Worte unseres Herrn Jesus Christus“ (1 Tim 6,3) einem platten Rationalismus ausliefern oder sie – wie man es oft befürchtet – auf banale Allerweltsweisheiten reduzieren. Vielmehr würde eine so erst richtig *verstandene* christliche Verkündigung den Menschen die Augen öffnen, damit sie sehen, wie krank und unvernünftig ihre Vorstellungen über Besitz, Ehre, Leistung, gesellschaftliches Zusammenleben und manches andere immer noch (und immer wieder!) sind. Ist es in der Tat nicht gesünder, den Feind durch Liebe zu besiegen, als ihm haßerfüllt den Schädel einzuschlagen? Nur muß es wirklich Liebe sein, die Versöhnung schafft, und nicht schwächliches Nachgeben und feiges Sichanpassen. Oder ein anderes Beispiel: Ist es gesund, daß die einen zuviel zu essen haben (und davon krank werden), während viele andere vor Hunger sterben müssen? Vielleicht wird man jetzt fragen, was denn diese Beispiele noch mit unserem Thema von den Kennzeichen wahrer und falscher christlicher Lehre zu tun haben? Nun, ich meine, sie haben genau so viel und genau so wenig damit zu tun wie das Evangelium Jesu Christi mit den Lehren und Praktiken unserer Kirche.